

Erfahrung und Zufall: Gespräch mit Flora Ruchat-Roncati, der einzigen, nun scheidenden ordentlichen Professorin des Departements Architektur der ETH Zürich

Autor(en): **Joanelly, Tibor / Ruchat-Roncati, Flora**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Tec21**

Band (Jahr): **128 (2002)**

Heft 29-30: **Aus- und Weiterbildung**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-80453>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Erfahrung und Zufall

Gespräch mit Flora Ruchat-Roncati, der einzigen, nun scheidenden ordentlichen Professorin des Departements Architektur der ETH Zürich

Flora Ruchat-Roncati ist seit 1985 ordentliche Professorin für Architektur und Entwurf an der ETH Zürich. Sie verabschiedet sich mit dem Sommersemester 02 aus dem Lehrbetrieb. Die engagierte und charismatische Lehrerin hat die Zürcher Hochschule entscheidend mitgeprägt. In der Praxis arbeitet sie als selbständige Architektin und als Beteiligte in Arbeitsgemeinschaften.

Joanelly: Als Sie die ETH-Professur antraten, hatten Sie bereits Lehrerfahrung und konnten auf bedeutende realisierte Bauten zurückblicken. Mit welchem Anspruch gingen Sie an die Arbeit einer ordentlichen Professorin?

Ruchat: Wie ein Kamikaze. Eigentlich hatte ich mich nicht beworben. Von der Auswahlkommission angesprochen, habe ich einfach zugesagt und alles von Rom nach Zürich gezügelt... Ich hatte kaum eine klare Vor-

stellung, wie ich den Unterricht gestalten sollte! Ich glaube, dass der Zufall in unserem Leben eine grosse Rolle spielt, und dass es sich kaum lohnt, etwas im Voraus bestimmen zu wollen.

Mit der Zusage nahm ich eine Herausforderung an, die ich nur mit Hartnäckigkeit meistern konnte – ich vermute, dass ich es mit Freude und Leidenschaft geschafft habe. Obschon ich der Lehre gegenüber skeptisch war, war Unterrichten für mich nicht ganz neu. Als vielleicht allgemeinstes Ziel liesse sich formulieren, dass ich überprüfen und weitergeben wollte, was ich im Beruf kennen gelernt hatte. Selbstverständlich habe ich dies nicht direkt getan: Schnell war mir klar, dass zwischen Praxis und Lehre ein Filter notwendig ist. Letzterer wurde zum Kern des Lehr- und Lernprozesses, und er sollte immer in Bezug zur Breite des Berufs stehen.

Joanelly: Hat sich diese Einstellung heute verändert?

Ruchat: Ich bin immer mehr davon überzeugt, dass die Schule eine Bildung ermöglichen muss, die über eine Ausbildung zum Architekten hinausgeht. Was wir an der Schule anbieten können, hat durchaus mit dem Beruf zu tun – jedoch nicht ganz; es hat eher damit zu tun, dass wir jungen Menschen die Fähigkeit vermitteln, selbständig Entscheidungen zu treffen, die ein kulturelles Wachstum unserer Gesellschaft fördern. Dass wir uns kulturell entwickeln, glaube ich, ist das wesentliche Erbe des Menschen.

Joanelly: Am Anfang hatten Sie wohl ein spezifisches Weltbild, das Sie vielleicht kurz umschreiben und dann erzählen könnten, wie es sich im Lauf der Lehrtätigkeit verändert hat.

Ruchat: Was meinen Sie mit Weltbild?

Joanelly: Sie gehören einer Generation von Architekten an, die sich für ein kritisches Verständnis der Moderne eingesetzt hat, einer Generation, die (wieder-)entdeckt hat, dass es noch andere Themen gibt, als sie zum Bei-



spiel Le Corbusier formuliert hatte. Dennoch haben Sie die Autorität der ersten Generation anerkannt.

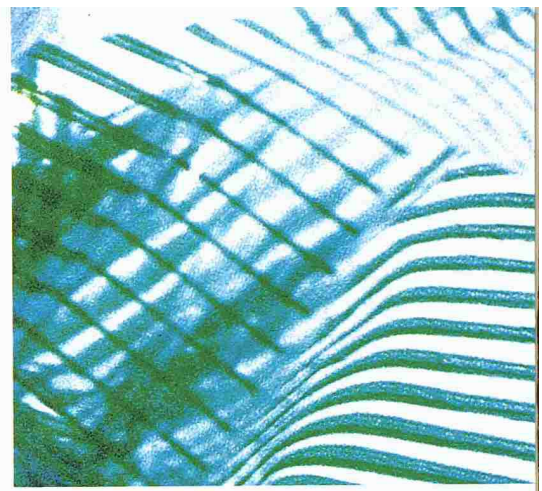
Ruchat: In den 1980er-Jahren steckten wir in der Postmoderne, die mir als solche fremd geblieben ist. Ich hätte nie geglaubt, dass eine rein bildhafte, oberflächliche Dimension der Architektur bis heute ein aktueller Weg sein kann. Die zehn Jahre in Rom führten mich zu einer direkteren Auseinandersetzung mit einer Vergangenheit, die immer präsent war und zugleich aktualisiert werden konnte – werden musste. Erstaunlich ist, wie sich die Römer auf die Etrusker, auf Mittelalter, Renaissance und Barock bezogen: Jede Epoche hat sich neben oder auf die vorherige gesetzt. Ein Beispiel: Eine dreigeschossige «Palazzina» in der Via Paisiello von Mario Ridolfi wurde schlicht über einer neoklassischen Villa errichtet. Unglaublich ist: die beiden Welten passen zusammen – riesige Schichtungen, die Geschichte ablesbar machen, sie übermitteln. Im Gegensatz zu Le Corbusier würde ich alle Studenten nach Rom schicken. Die Stadt ist kein Monolith, sie setzt sich zusammen aus dicht gepackten Fragmenten, die weniger mit den erwähnten übergeordneten Paradigmen zu tun haben, als mit einer Tradition, die sich dauernd modifiziert und dank ihrer graduellen ortsbezogenen Wandlungen immer wahr und echt erlebt wird.

Eigentlich geht es, was die städtische Dimension anbelangt, um eine uralte «postmoderne» Haltung, die auf die Heterogenität von Lebensformen hinweist. Die postmoderne Architektur ist ein amerikanischer Traum – *fiction* –, die einer spurenlosen Tradition billige Bedeutungen und schnelle Assoziationen ermöglicht: Las Vegas. Robert Venturis wichtiges Buch «Komplexität und Widerspruch» ist dennoch in meinem Literaturverzeichnis für Studierende immer vertreten. Zurück auf die Frage: Während Rom mir die übergeordnete Bedeutung der Stadt als architektonisches Phänomen klarmachte, blieb die Moderne ein Wegweiser der spezifischen Raumformentwicklung. An der Schule habe ich versucht, Erfahrung und Bildung zu rationalisieren: eine schwierige, notwendige Synthese, um einermassen unterrichten zu können.

Joanelly: Die Postmoderne hat sich ja nicht allein auf die Architektur bezogen. Ich denke, dass die Moderne eine tiefere Betrachtung des Stoffs ermöglicht und vorausgesetzt hat.

Ruchat: Lassen wir uns nicht durch Begriffe wie Moderne oder Postmoderne irreführen: Der eine existiert nicht ohne den andern, und wir gehören beiden an!

«Eigentlich geht es, was die städtische Dimension anbelangt, um eine uralte «postmoderne» Haltung, die auf die Heterogenität von Lebensformen hinweist.»

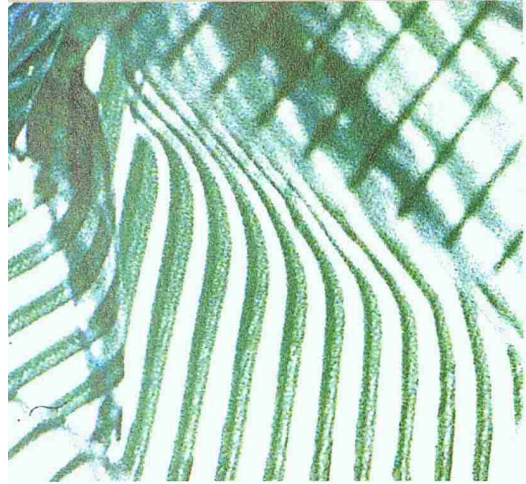


«Was wir an der Schule anbieten können, hat durchaus mit dem Beruf zu tun – jedoch nicht ganz.»

Die Architektur bezieht die ganze Dimension von Geschichte mit ein: alte und junge Meister, also Andrea Palladio, Friedrich Schinkel, Ludwig Mies van der Rohe sowie Alvar Aalto. Sie zusammen verkörpern den Sockel, der uns ermuntert, weiter zu entwerfen. Architektur ist eine Kraft, eine Sprache, die immer vorhanden ist und sich immer wieder modifiziert. Diese permanente Wandlung kommt selbstverständlich auch über die Gesellschaft und ihre Bedürfnisse zum Ausdruck.

Joanelly: Gab es im Lauf der Lehrtätigkeit Themen, die sich als besonders wichtig herauskristallisiert haben? Ich erinnere mich an eine Vorlesung im vierten Semester über Raum. Alle sprachen über Raum, und keiner von uns Studenten wusste eigentlich, was das ist. Ihre Vorlesungen waren sehr anschaulich, so dass – zumal für mich – eine Vorstellung entstand, worum es in der Architektur gehen könnte.

Ruchat: Vielen Dank für das Kompliment! Ich habe einfach versucht, ehrlich zu sein, zu geben, was ich kann, und zu vermitteln, was ich weiss und erfahren habe – was mich interessiert. Ich habe auch viel bekommen und von Studenten gelernt. Das könnte man mit «Spontaneität» bezeichnen (selbstverständlich war der Unterricht bewusst und systematisch aufgebaut). Raum zu verstehen ist nicht ein Thema – es ist das eigentliche Ziel des Entwurfsunterrichts; wesentlich ist auch eine osmotische Beziehung des Raums zum Ort. Wenn ich Raum sage, wird die Form mit einbezogen. Auf Deutsch lässt es sich mit *Raumformgebung* zusammenfassen – schön, oder? Erst dann kommt die dem Zweck und dem Sinn zugeordnete *Funktion*. Erinnern Sie sich an die Vorlesung über das Danteum von Giuseppe Terragni? Ein hervorragendes Beispiel an Komplexität: Der Bau nimmt Bezug auf den Ort und er verkörpert Sinn für Proportion und Material! Am Anfang der Vorlesung



«Typologie und Morphologie wurden zu Werkzeugen meiner Lehre – im Moment sind sie etwas aus der Mode gekommen, werden aber wieder auftauchen.»

stand eine Einführung in die Divina Comedia. Neben den Grundphänomenen *Raum* und *Form* spielen natürlich auch *Typologie* und *Morphologie* eine wichtige Rolle – beide Begriffe waren in der italienischen Debatte damals aktuell: Nach Muratori und Caniggia kamen Aldo Rossi und Aldo Aymonino. Beide haben mich viel gelehrt, vor allem im Städtebau. Typologie und Morphologie wurden zu Werkzeugen meiner Lehre – im Moment sind sie etwas aus der Mode gekommen, werden aber wieder auftauchen...

Joanelly: In Ihrer Zeit an der Schule haben Sie diese Werkzeuge weitergegeben. Will man eine Deutschschweizer Tendenz erkennen, haben Sie dazu beigetragen. Glauben Sie, dass Ihr Engagement an der Schule etwas verändert hat?

Ruchat: Ein bisschen, vielleicht. Immerhin ist das Lehrangebot sehr breit und differenziert. Die Zeit der Meisterschule ist vorbei. Meine Energien richteten sich vorrangig auf die Studierenden, wurden im Bereich des Entwurfs konzentriert, den ich so weit wie möglich zu stärken versuchte. Ich sehe ihn eher als Prozess denn als Resultat. Der Austausch mit jüngeren Generationen hat mich jung gehalten, obschon ich jetzt an einem Punkt stehe, wo meine Studenten so alt sind wie meine Enkel! Was die öffentliche Debatte anbelangt, war ich nie an der Front, nicht zuletzt hat mich die Sprache, das Deutsche, etwas frustriert: insofern glaube ich, dass ich mehr agiert als reagiert habe. Es liegt mir fern, andern Vorschläge zu machen, die Schule zu verändern – sie wird sowieso verändert. Die Reformkommissionen laufen nonstop, ich beteiligte mich lange Zeit. Darüber hinaus war es mir wichtig, meine Vorstellungen direkt mit den Studenten umzusetzen. Ich glaube, dass es ein Vorteil unserer Schule ist, dass verschiedene

Lehrmeinungen legitimiert werden. Ob es das breite Angebot ist, das die Schule auszeichnet, könnte lange diskutiert werden...

Joanelly: Wie würden Sie die Schule charakterisieren?

Ruchat: Ich sehe die ETH als ein Gebäude; verschiedene Teile ergeben das Gesamtbild. Ich befürworte die nach wie vor humanistische Ausrichtung der ETH, mit der Abteilung 12 für Geisteswissenschaften inbegriffen. Dieser Grundsatz wird im Unterricht sehr gut mit den technischen Aspekten der Architektur vereint.

Joanelly: Der Titel Ihrer letzten Vorlesungen hiess «Zwischen Praxis und Theorie: Bauen». Gibt es Wechselwirkungen zwischen Büro und Schule?

Ruchat: Ohne weiteres. Ich habe die Verdoppelung der Tätigkeit als Professor und Architekt immer unterstützt und selbst gelebt. Wenn man Entwurf unterrichtet, bedeutet dies vor allem, auf die Methode hinzuweisen, ein Instrumentarium zu üben, das sich aufs Bauen stützt und zu ihm führt. Gewissermassen habe ich stets versucht, einen Teil meiner Bürotätigkeit als Forschung zu verstehen.

Joanelly: Wie Le Corbusier?

Ruchat: Le Corbusier hatte nie unterrichtet – sagte er. Ich denke, er hat vor allem unterrichtet. Er war der Meister, der am meisten erzählt hat; viele seiner Architekturstücke sind Bausteine der Lehre des 20. Jahrhunderts. Denken Sie an die Maison Citrohan, das in zahlreichen Varianten studiert wurde; auch die fünf Punkte waren immer präsent.

Joanelly: Was liegt in Ihrem Büro auf dem Tisch?

Ruchat: Sehr viel, zuviel. Eine Sache ist mir im Moment besonders wichtig: Alptransit. Es sind Bauwerke und zugleich Komponenten einer gewaltigen Landschaftsgestaltung, die einer territorialen Neugründung entsprechen. Dass die Eingriffe in der sie umgebenden Landschaft erkennbar bleiben, ist das Ziel und eine spannende Herausforderung. Für Laien ist es nicht nachvollziehbar – aber für uns, die den Prozess seit elf Jahren begleiten, ist es fast möglich, das Resultat vorwegzunehmen. Was Sinn macht, denn, wenn alles fertig sein wird, werde ich noch da sein? Die für die Gestaltung zuständige Gruppe ist heute sehr homogen, man versteht sich gut. Die unzähligen Gesprächspartner bedingen eine komplexe interdisziplinäre Arbeit, ganz anders als übliche Entwurfsaufgaben. Es geht um die Raumformgebung, um den Ort, der die Lösung *in nuce*

«Das klassische Berufsbild des Architekten verändert sich zu Gunsten einer breit gefächerten Interdisziplinarität.»

«Ich möchte die abgehenden Studenten dazu ermuntern, ihr ganzes Erleben der Welt in die Arbeit einfließen zu lassen.»

schon beinhaltet... Ich denke, dieser Arbeitsstil eröffnet eine neue, immer bedeutendere Dimension für den Beruf: Das klassische Berufsbild des Architekten verändert sich zu Gunsten einer breit gefächerten Interdisziplinarität. Erst diese vernetzte Arbeitsweise ermöglicht die Neugestaltung des Alptransit-Territoriums, das sich durch die Verkehrsstrukturen stark wandelt.

Joanelly: Die Beratungstätigkeit ist wohl ein Feld, das bald an Wichtigkeit gewinnen wird. Sie haben sich sicherlich Vorstellungen gemacht, was Sie im Ruhestand – ein schreckliches Wort – machen wollen?

Ruchat: (lacht) Also, diese Frage hat mich definitiv schubladisiert! Aber Sie haben Recht. Das Wort Ruhestand bezieht die Ruhe mit ein. Ich bin alles, nur nicht ruhig, und ich hoffe, dass ich weiterhin Junge unterstützen kann. Das ist unsere Aufgabe im Ruhestand: der jüngeren Generation die Federführung übergeben. Eine Ambition vielleicht, die weniger dem Zufall zuzuschreiben ist: ein Hauch Unsterblichkeit?

Joanelly: Kommen wir noch einmal zurück zur Lehre. Sie haben von Bildung statt Ausbildung gesprochen. Dies impliziert ein humanistisches Berufsbild. Wenn Sie wünschen könnten, wie sähe der Unterricht an der ETH neben dem Entwurf aus?

Ruchat: Noch immer weiss ich es nicht. Obwohl ich mit Studenten konfrontiert war, die (fast) immer ein grosses Potenzial hatten, fiel es mir manchmal schwer zu verstehen, wo ihre Interessen wirklich liegen. Der Beruf erfordert mittlerweile fundierte Kenntnisse in Informatik, wodurch Bereiche abgedeckt werden, die für uns noch «handwerkliche» waren. Um dieses einseitige Lernen zu kompensieren, dachte ich, das Studium über die virtuelle Realität hinaus etwas breiter zu öffnen, indem etwa Studierende während eines oder zwei Semestern Erfahrungen in einem andern kulturellen Kontext sammeln könnten. In welcher Form auch immer, aber mit andern Mitteln als jenen der Architektur. Dies wäre dann eine Art Kultursemester und zugleich eine Gelegenheit, die eigene Wahl zu prüfen: Bücher, Kino, Konzerte, bildende Kunst... Disziplinen, die zur Kultur gehören und über die die Studenten zu wenig wissen, weil sie zu wenig Zeit haben. Dies entspricht natürlich meiner Vorstellung, dass Architektur nicht nur eine Disziplin, sondern eine Art zu leben ist. Dazu gehörten traditionelle Ausdrucksformen wie Weben, Zeichnen oder plastisches Gestalten. Ob dies mit den alten Techniken oder mit dem Computer geschieht, ist eigentlich nebensächlich.

Joanelly: Sie haben dieses Semester noch über 20 Diplomanden betreut. Was wollen Sie ihnen auf den

Weg ins Berufsleben mitgeben?

Ruchat: Ich versuche ein Bewusstsein für die Breite unserer Disziplin zu vermitteln. Ich möchte die abgehenden Studenten dazu ermuntern, ihr ganzes Erleben der Welt in die Arbeit einfließen zu lassen. Ich weiss, dass nicht alle Architekten im traditionellen Sinn werden; dies kann auch nicht das Ziel sein. Ich wünsche mir aber, dass alle Abgänger aus ihrem Privileg heraus, studiert zu haben, bereit sind, durch ihre erworbene Kultur Widerstand gegen die Mittelmässigkeit zu leisten, in einer Welt, «in der das Gold nicht der Massstab der Harmonie ist»... ich habe mich selbst zitiert, Entschuldigung!

Joanelly: Welches Anliegen bleibt nach Ihrem Weggang unerledigt?

Ruchat: Frauenspuren!

Tibor Joanelly ist diplomierter Architekt ETH SIA und lebt in Zürich. Er arbeitet als Entwurfsassistent an der ETHZ. joanelly@arch.ethz.ch

Zur Person

Geboren am 4. 6. 1937, diplomierte Flora Ruchat-Roncati 1961 in Architektur an der ETH Zürich. 1962 begann sie ihre selbständige Berufstätigkeit. Nach zehn Jahren Arbeitsgemeinschaft im Büro Galfetti-Ruchat-Trümpy folgte 1975 die Übersiedlung nach Rom, wo sie als Entwurfsverantwortliche in der «Lega nazionale Coop. Abitazioni» tätig war. In diese Zeit fallen erste Lehrereferenzen: Gastdozentin an der ETHZ 1979–81, Seminarien und Entwurfskurse an verschiedenen Architekturfakultäten in Europa und den USA. 1985 Berufung zur ordentlichen Professorin für Architektur und Entwurf an die ETHZ.

